



Schock nach der Wende:
Andreas Mehlstäubl war
von seinem eigenen Vater an
die Stasi verraten worden

Immer nur das grelle Licht

Andreas Mehlstäubl wurde drei Monate lang von der Stasi gefangen gehalten. Dass das im Gefängnis Hohenschönhausen war, erfuhr er erst später. Und auch, wer ihn verraten hatte. Er spricht über das Trauma – auch, weil viele es nicht können

Von Markus Sutter

Ein Tag dauert definitionsgemäß 24 Stunden. Für Menschen, die in einer kleinen Zelle sitzen, ohne die geringste Ablenkung zu haben, wird aber jeder Tag zu einer halben Ewigkeit. Diese Erfahrung machte 1987 auch Andreas Mehlstäubl



im Stasi-Untersuchungsgefängnis Hohenschönhausen. Der 56-Jährige führt heute Touristinnen und Touristen durch den Ort, der für ihn vor dreißig Jahren sein Lebensmittelpunkt war. Wobei man von Leben kaum sprechen kann. Drei Monate verbrachte er dort. Sie prägen ihn bis heute.

»Wer behauptet, dass er nach der Haft keinen Schaden für das ganze Leben hat,

macht sich etwas vor«, sagt Andreas Mehlstäubl heute. 1987 wurde er bei einem Fluchtversuch an der tschechischen Grenze geschnappt. In der Folge machte er Bekanntschaft mit mehreren Gefängnissen. Auf dem Radar der Aufpasser befand er sich allerdings schon einige Zeit vorher, er wusste es bloß nicht. Und er wusste auch nicht, dass die zu seiner Familie gehörten.

Aufgewachsen in Potsdam, war für Mehlstäubl die Mauer von Kindesbeinen an präsent – im wahrsten Sinne des Wortes. In der Nähe, dort, wo heute der Fernsehmoderator Günther Jauch und der Modedesigner Wolfgang Joop ihre Villen haben, verlief der Grenzzaun. »Wenn der Ball beim Spielen rüberflog, kam er garantiert nicht mehr zurück«, erinnert sich Mehlstäubl und lacht.

In der Jugend allerdings hatte er sich darüber kaum Gedanken gemacht. Kritische Fragen stellte er sich und anderen zu-

nächst nicht. »Man wächst ganz normal mit diesem System auf, so wie heute die Jungen wohl auch in Nordkorea.« Dass die Nachrichten im Staatsfernsehen mit der Realität nicht viel gemeinsam hatten, fiel ihm irgendwann schon auf, es störte ihn aber nicht groß.

Bolzenschneider und Blechschere

Erst im Alter von zwanzig Jahren gab es für ihn ein Schlüsselerlebnis, das aus ihm schließlich einen Republikflüchtling machte. Er wollte als Matrose sehnlichst zur See, aber das durfte er nicht. Warum, wurde ihm nicht genau erklärt. Aber er konnte es sich denken. Die Abteilung Inneres des Staates hatte sich bei Mehlstäubl erkundigt, was er tun würde, wenn er einen Einberufungsbefehl zum verpflichteten Wehrdienst erhalten würde. Er antwortete offen, dass er dort nicht hingehen würde. Zudem wurde

ihm zum Verhängnis, dass er bei einer Reise nach Rumänien im selben Abteil gesessen hatte wie ein Student aus Westberlin. »Wir haben aber kein Wort miteinander gewechselt.« Doch das interessierte niemanden. Seine in den Augen des Regimes feindliche Einstellung zum System war inzwischen in den Akten vermerkt.

Im Herbst 1986 stellte Andreas Mehlstäubl einen Ausreiseantrag. Das war der Anfang vom Ende seines bisherigen Lebens in der DDR. Er flog aus dem Sportverein, bekam Probleme mit der sozialistischen Brigade und musste immer wieder bei der Kader- und Parteileitung zum Verhör antreten.

Er sah nur noch eine Möglichkeit, dem System zu entrinnen: durch Flucht. Wie genau er das anstellen wollte, wusste er nicht. Er fuhr nach Prag, kaufte sich dort Bolzenschneider, Blechschere, Zange und Handschuhe und versuchte damit, die Grenze nach Westdeutschland zu überwinden.

Doch der Fluchtversuch misslang. Er wurde verhaftet. Zuerst landete Mehlstäubl in einem tschechischen Gefängnis. Bald danach wurde er ins zentrale Stasi-Untersuchungsgefängnis in Hohenschönhausen gebracht. Aber dass er wieder auf deutschem Boden war, erfuhr er erst später. Das Wachpersonal sprach deutsch, aber kaum mit ihm, undklärte ihn auch nicht auf, wo er sich befand. Mehlstäubls Alltag von nun an: Von sechs Uhr morgens bis 22 Uhr abends saß er auf einem Hocker. Zermürbende Langeweile. »Andere Leute gehen heute ins Kloster und zahlen Geld, um zu meditieren. Aber sie wissen, dass das nach ein paar Tagen wieder zu Ende ist.« Er dagegen wusste weder, wie lange er dort noch aushalten musste, noch wo er überhaupt war.

Er wusste auch nicht, wer ihn zuvor beobachtet und über sein Leben en detail Meldung erstattet hatte. Nach der Wende dann der Schock: In seiner Stasiakte stand schwarz auf weiß: Der IM (informelle Mitarbeiter), der ihn seit seinem 16. Lebensjahr bespitzelt hatte, war sein eigener Vater. Als er das las, brach Mehlstäubl den Kontakt mit ihm ab, auch mit seiner Mutter. Bis heute hat er mit seinen Eltern nicht wieder gesprochen. Auch seinen Nachnamen änderte er, nahm den seiner ersten Frau an.

Jahre später, lange nach der Wende, besuchte Mehlstäubls Tochter ihren Großvater ein einziges Mal. Sie sei völlig konsterniert wieder zurückgekommen. »Er hat ihr eine ganz andere Geschichte von die-

sem Land erzählt«, sagt Andreas Mehlstäubl. Warum ihr Großvater seinen Sohn respektive ihren Vater an die Stasi verraten hatte, traute sich die Teenagerin nicht zu fragen. Mehlstäubl erinnert das an ein anderes dunkles Kapitel der deutschen Geschichte. Auch die Großväter der Vorgeneration hätten ja nicht gern über die Nazis gesprochen.

»Atmen und ausscheiden«

Aber Mehlstäubl will darüber sprechen, was die DDR ihm angetan hat. »Als lebender Organismus, der vor sich hin vegetiert«, so habe er sich gefühlt während der Haft in Hohenschönhausen. »Atmen und ausscheiden, mehr war da nicht.« Nicht einmal Liegestützen in der Zelle waren erlaubt. Nur das Sitzen auf dem Hocker. Und dann immer das grelle Licht – aus und an, auch in der Nacht. Um nicht völlig durchzudrehen, schalte das Gehirn schnell einmal ab, es unterdrücke wohl einfach diese Situation, sagt Mehlstäubl heute. Es gebe schwarze Löcher in seinem Leben in dieser Zeit, Momente, an die er sich trotz großer Anstrengung nicht erinnern könne.

Ganz am Anfang versuche man noch, sich eine Strategie zuzulegen, um die Zeit zu überbrücken. Die einen hätten vor sich hin gezählt, andere Gedichte aufgesagt im Kopf. Aber lange halte das niemand aus. »Man wartet schließlich nur noch, bis das Licht angeht.« Geradezu gefreut hat er sich auf die Gespräche mit dem Vernehmer, der einzigen Bezugsperson. Ein Gegner zwar, aber immerhin ein Mensch, der einen anschaut und spricht.

Selbstmordgedanken? Nein, solche Absichten habe er nie gehegt, versichert er. Ob er als Mensch gebrochen wurde? Vor der Antwort hält er ein paar Sekunden inne, der Kopf fällt etwas zur Seite. »Ängste, Depressionen, Konzentrationsstörungen folgten erst später«, sagt er dann. Kein einziges Mal sei er im Knast krank geworden. »Dazu hat man gar keine Zeit, mein Körper war rein aufs Überleben fixiert.«

Nach knapp drei Monaten Untersuchungshaft in Hohenschönhausen verfrachtete man Mehlstäubl schließlich in ein anderes Gefängnis in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz), wo er mit zwei Dutzend Männern in einer Zelle saß. Alle zusammen hatten ein Klo und ein Waschbecken. In einer Verhandlung, die »gefühlte zehn Minuten« dauerte, war er zuvor zu einer 18-monatigen Freiheitsstrafe verurteilt worden. Der Tag der Freiheit war der

1. März 1988, als er vom Westen freigekauft wurde und über die Friedrichstraße die DDR verlassen durfte.

»Ich habe Glück gehabt«, sagt Mehlstäubl heute. Und er meint das ernst. Vom Tag des Ausreiseantragstellens bis zu seinem ersten Tag im Westen seien 529 Tage vergangen. »Das ist eine vergleichsweise kurze Zeit.« Zudem sei er einer der ganz wenigen ehemaligen Stasi-Häftlinge gewesen, die vom gesamtdeutschen Staat seither eine Rente erhielten, weil ihm offiziell attestiert wurde, dass er von der Haft einen gesundheitlichen Schaden davongetragen habe.

»Ich litt und leide immer noch unter einer posttraumatischen Störung. Aber sie war nicht so dramatisch, dass ich deswegen nicht arbeiten konnte«, sagt er. Heute bekäme jeder zur Aufarbeitung sofort eine Fachperson zur Seite gestellt, ist er sich sicher. Doch damals sei das »kein Thema« gewesen. Verarbeiten musste das Geschehen jeder Betroffene selbst. Seine Familie stehe ihm heute zur Seite. Ebenso habe er auf professionelle Hilfe zurückgegriffen.

»Ich litt und leide immer noch unter einer posttraumatischen Störung

Andreas Mehlstäubl

Groll gegenüber seinen Peinigern verspüre er nicht. Zwar hält er es für problematisch, dass unzählige Stasimitglieder vom vereinigten Deutschland weiter beschäftigt wurden, als sei nichts gewesen. Aber er lege nicht den geringsten Wert darauf, mit einem der Täter ins Gespräch zu kommen und den Fall anzusprechen. Rachegeanken hege er keine. Er glaubt aber an das spirituelle Konzept Karma, daran, dass jede Handlung in diesem oder einem anderen Leben unweigerlich eine Folge habe. »Das gibt mir eine große Befriedigung.«

Regelmäßig kehrt Andreas Mehlstäubl, der mit seiner Familie in Brandenburg wohnt, nach Hohenschönhausen zurück und berichtet Besucherguppen von seiner Haftzeit. Warum tut er sich das an? »Ich möchte die Geschichte derjenigen erzählen, die dazu nicht mehr in der Lage sind. Viele Betroffene sind derart traumatisiert, dass sie weder wieder arbeiten noch das Gefängnis betreten können.«

Im nächsten Beitrag unserer Serie »60 Jahre Mauerbau« wird die Aufarbeitung des DDR-Unrechts analysiert und der Umgang mit den Tätern.

Markus Sutter ist freier Journalist. Er lebt in Basel.